



ORIENTIERUNG

Nr. 7 56. Jahrgang Zürich, 15. April 1992

DIE EUROPÄISCHE Evangelische Versammlung vom 24. bis 30. März in Budapest zum Thema «Christliche Verantwortung für Europa» war für die Kirchen, die aus der Reformation herkommen, ein erstmaliges Ereignis. Auch wenn diese Tatsache in der Schlußbotschaft relativiert wurde, indem dort das «zum ersten Mal in der Geschichte» gestrichen wurde, weil ja dieselben protestantischen Kirchen – allerdings zusammen mit den Orthodoxen und Anglikanern – jeweils im Rahmen der Konferenz Evangelischer Kirchen (KEK) zusammenkommen. Nach dem Zusammenbruch der totalitären Mächte und dem Zerreißen des eisernen Vorhanges hatten sich zuvor andere Kirchenversammlungen auf europäischer Ebene zur Neugestaltung Europas geäußert: Zu erwähnen sind da das gemeinsame Treffen der Konferenz Europäischer Kirchen (KEK) und des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen (CEE) in Santiago de Compostela (12. bis 18. November 1991)¹ und die von Papst Johannes Paul II. einberufene Sondersynode über Europa in Rom (28. November bis 14. Dezember 1991).² Die Budapester Versammlung wollte in diesem Konzert von Stimmen ihre eigene spezifische Stimme der reformatorischen Tradition vernehmen lassen.

Evangelische Stimme zu Europa

Die zweihundert Vertreterinnen und Vertreter von 80 evangelischen Kirchen aus 27 Ländern Europas suchten sich mit Blick auf Europa und die Zukunft darauf zu verständigen, wie sie ihre besondere Aufgabe als evangelische Kirchen und Christen zu verstehen haben. Bedenkt man die nur siebenmonatige Vorbereitung und die fünfjährige Dauer der Versammlung, war dies ein recht kühnes Unterfangen. Doch diese Tagesordnung wurde schließlich von Ereignissen gesetzt, die vor ein paar Jahren noch nicht voraussehen waren. Die schlagartige Veränderung der Situation brachte neue Chancen und neue Gefahren: Es galt den Kairos wahrzunehmen und das Wort zu ergreifen. Die Zeit drängt. Die Bauleute sind schon auf der Baustelle Europa. Überdies steht für Herbst (September 1992) die Versammlung der KEK in Prag bevor, wo all diese Kirchen teilnehmen werden. Wie kann ein spezifischer Beitrag aus protestantischer Sicht geleistet werden? Dafür kam man zusammen: für das Besondere des evangelischen Zeugnisses und gegen niemanden. Die Versammlung war darauf angelegt, zielstrebig eine Botschaft «An die evangelischen Christinnen und Christen, Gemeinden und Kirchen in Europa» zu verfassen. Diese Botschaft mußte im Plenum Punkt für Punkt beraten und abgestimmt werden. Gleichsam parallel dazu wurden in sechs Sektionen thematische Schwerpunkte (Evangelisation; Diakonie; Kirche und Gesellschaft; Nation und Nationalismus; Lebensstil; Interkonfessionelle Beziehungen) beraten und jeweils in einem Bericht zuhanden der Vollversammlung zusammengefaßt, welche diese Berichte mit allfälligen Änderungsvorschlägen zustimmend zur Kenntnis nahm. Indirekt konnten diese Berichte auch auf die Botschaft Einfluß nehmen: Einzig für den Bericht «Interkonfessionelle Beziehungen» schlug der Leitungsausschuß einige Punkte, die sich auf die Realisierung der Budapester Ergebnisse in Zusammenarbeit – ohne neue Strukturen – mit bestehenden kirchlichen Organisationen beziehen, zu einer qualifizierten Zustimmung vor. Diese Zustimmung wurde gewährt, wobei auch der Vorbereitungsausschuß formell in der Weiterführung der Arbeit bis zum 1. April 1993 bestätigt wurde.

Dieser Vorgang, der von einem rigorosen Arbeitsstil geprägt war, wurde mit Expertenreferaten zu den Schwerpunkten begleitet. Auftakt war das Eingangsreferat vom Tübinger Theologen Eberhard Jüngel. Im Verlauf der Diskussionen zeigten die vielen Referenzen auf dieses Referat, wie sehr es in der sonst recht bunten Zusammensetzung der Versammlung konsensbildend war.

Wo liegt der gemeinsame Grund für all diese Kirchen? Das Vorbereitungspapier und auch das Grundsatzreferat von Eberhard Jüngel stellen eindeutig die Botschaft (nicht

EVANGELISCHE KIRCHEN

Europäische Versammlung in Budapest (24.–30. 3. 1992): Erstes Treffen in ihrer Geschichte – 80 evangelische Kirchen aus 27 Ländern waren vertreten – Suche nach dem Spezifischen der reformatorischen Tradition – Rechtfertigung aus Gottes Gnade allein im Glauben – Kontroverse um Bewertung von Aufklärung und modernem Pluralismus – Mündige Partnerschaft zur säkularen Welt – Ansätze zu einem redlichen Umgang mit der eigenen Vergangenheit – Standortbestimmung innerhalb der ökumenischen Bewegung – Engagement für die europäische Sozialcharta – Herausgefordert sind die einzelnen evangelischen Gemeinden. *Karl Weber*

LATEINAMERIKA

Wiederholt sich die Geschichte?: 500 Jahre Christentum in Lateinamerika (2. Teil) – Der Hunger bedroht immer mehr Menschen – Landvertreibung und Explosion der städtischen Metropolen – Indioölker sind in ihrem Überleben bedroht – Die Geschichte der Ausbeutung erreicht eine neue, verschärfte Phase – 1992: ein Jahr der Umkehr und der Buße – Eine Kirche mit indianischem und lateinamerikanischem Antlitz – Standortwechsel von Bischöfen, Priestern und Ordensleuten – Wiederaneignung der evangelischen Botschaft – Damit die Nacht vorübergeht. *Erwin Kräutler, Altamira/Brasilien*

LITERATUR

Perspektiven auf ein facettenreiches Leben: Zur Nelly-Sachs-Biographie von *Ruth Dinesen* – Eine Fundgrube von Materialien und Einsichten – Zugang zu Archiven und Kontaktpersonen in Schweden – Orientiert an Biographie wie am dichterischen Werk – Neue Einsichten in geistesgeschichtliche Kontexte – Enttäuschende Liebesgeschichte der Siebzehnjährigen – Suche nach dem helfenden dichterischen Wort – Die Ambivalenz der deutsch-jüdischen Synthese – Ein exemplarisches Lebensschicksal – Suche nach einer kosmischen Solidarität.

Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri b. Bern

THEOLOGIE

Ein Wörterbuch feministischer Theologie: Sechs Herausgeberinnen aus verschiedenen Generationen und Konfessionen – Feministische Theologie als vielgestaltige Bewegung – Option für die Veränderungsmöglichkeiten von Kirchen und Theologien – Herkömmliche theologische Grundthemen stehen neben Schwerpunkten feministischer Diskussionen – Was bedeutet Befreiung heute? – Zwischen akademischer Diskussion und Themen der Basisbewegung – Das notwendige Gespräch mit Theologinnen aus Asien, Afrika und Lateinamerika. *Marga Bührig, Binningen*

die Lehre!) der Rechtfertigung aus Gottes Gnade allein im Glauben als die zentrale Aussage oder Mitte der Schrift dar. Diese zentrale Wahrheit war einst tragende Mitte der Reformation, sie soll es auch in Budapest sein. Angesichts der neuen Situation warnt Jüngel vor nostalgischer Rückkehr in ein «christliches Abendland». Keine noch so respektable Vergangenheit dürfe leitend sein, «sondern allein die uns zuvor kommende Gnade Gottes». Aufbruch in der Gnade sei *Umkehr*, niemals bloße *Rückkehr*. Gottes Gnade führe den Menschen gerade von sich selbst weg; sie führe auch die Kirche von sich selbst weg. Wer zu Gott umkehre, bleibe unvermeidlich in Bewegung und Aufbruch. Europa sei nicht das Reich Gottes, es sei der Adressat, aber nicht das Ziel christlicher Verkündigung. Mit Nachdruck warnt Jüngel davor, allfälliger Bedeutungslosigkeit mit Selbstverwirklichung entkommen zu wollen. Evangelische Selbstverwirklichung wäre ein fundamentaler Selbstwiderspruch. Darum fordert er «evangelische Darstellung Gottes statt kirchliche Selbstdarstellung». Derartige falsch gestellte Fragen nach Identität stehen im Zusammenhang mit Fehleinschätzungen im Umfeld, insbesondere in der Einschätzung der Säkularisierung.

Der Reformation und der Aufklärung verpflichtet

Im Vorbereitungspapier und in Jüngels Referat wird betont, daß die neuzeitliche Säkularisierung und in ihrem Gefolge der moderne Pluralismus nicht im Gegensatz zur evangelischen Christenheit stehen. Die Betonung der evangelischen Freiheit – so das Vorbereitungspapier – «hatte geschichtliche Wirkungen, die auch zu einer besonderen Prägung der säkularen Gesellschaft und Kultur beitrugen. Die allmähliche Anerkennung allgemeiner Gewissens- und Religionsfreiheit und daraus folgender anderer freiheitlicher Menschenrechte; die Kultur des freien Wortes, die Autorität der Vernunft in weltlichen Dingen, die Kritik des bloßen Traditionsarguments, der Geist des Dialogs und das Modell der Einheit in der Verschiedenheit, das Ja zum weltanschaulich neutralen Staat bis hin zur sozialen Marktwirtschaft – all das sind auch Nachwirkungen des reformatorischen Zeugnisses von der Freiheit eines Christenmenschen und Folgen wahrgenommener evangelischer Verantwortung in der Welt. Dieses Erbe gilt es heute, in kritischer und konstruktiver Weise neu aufzunehmen.» E. Jüngel begrüßt in der Säkularisierung die Überführung geistiger Schätze der Kirche in weltlichen Besitz: «Die Kirche darf dankbar sein, daß ihre geistlichen Güter nun auch in weltlicher Gestalt existieren.» Entkirchlichung bedeute keineswegs notwendig Entchristlichung. Die evangelischen Kirchen sollten sich «ihres weltlichen Kindes freuen, statt es als verlorenen Sohn oder verlorene Tochter zu beklagen», ja, sie sollten «ihr weltliches Kind segnen und ihm wünschen, daß es *wirklich mündig* werde».

Diese Sicht der Säkularisierung war keineswegs unbestritten. Vor allem Vertreter aus den ehemals unter kommunistischer Herrschaft leidenden Kirchen sahen in der von westlichen Theologen erörterten Mündigkeit eher das Verlassen des Vaterhauses, wie es der verlorene Sohn getan hat, nachdem er sein Erbe eingefordert hatte, während die wahre Mannesreife in dessen Rückkehr ins Vaterhaus zur Geltung komme. Mit dieser Deutung widersprach der reformierte Bischof von Siebenbürgen, Dr. Kálmán Csiha der oben skizzierten Bejahung der Säkularisierung. Leute wie er haben ja auch vor nicht zu langer Zeit den ursprünglichen Sinn des Begriffes Säkularisierung direkt erfahren, nämlich die Überführung kirchlicher materieller Güter in weltlichen Besitz, nicht zuletzt aus dem Bereich kirchlicher Diakonie. Für sie war die Rede vom Verzicht auf die Wiederherstellung alter Kirchentümer und Privilegien nicht so selbstverständlich, wie er in Budapest gefordert

wurde.³ Die Begründungszusammenhänge von Reformation und Aufklärung auf konkrete Säkularisierungsphänomene hin blieben bis zum Schluß nicht unwidersprochen. Einige votierten kurzweg für Streichung der doppelten Verwurzelung in Reformation und Aufklärung, andere forderten Differenzierung, damit nicht die beiden Größen gleichwertig dastehen. Hieß es in der ersten Fassung noch: «Wir sind sowohl in der Tradition der Reformation und in der Tradition der Aufklärung verwurzelt», kam es dann – nach heftiger Debatte, wo einige prominente Sprecher nochmals zum Mikrophon traten und beteuerten, daß mit einer Streichung das ganze Papier seinen Charakter verlöre – zu folgender Formulierung: «Als Kirchen reformatorischen Ursprungs haben wir ein Erbe fruchtbar zu erhalten. Wir sind in der Tradition der Reformation verwurzelt und durch die Tradition der Aufklärung mit geprägt. Wir werden aus der Spannung zwischen Glauben und Vernunft nicht entlassen. Der Christus-Glaube trägt und erleuchtet die Vernunft; wie umgekehrt die Vernunft den Glauben kritisch begleitet. Diesem Erbe haben wir uns in Auseinandersetzung mit den Widersprüchen des Säkularismus zu stellen.»

Diskutiert wurde ja auch in den verschiedenen Sektionen. Wer beispielsweise jene über die Evangelisation verfolgen konnte, der durfte feststellen, wie herzlich und offen gesprochen wurde, wie die Meinungen in ihrer Vielfalt zu Wort kamen und schließlich in einem konsensfähigen Bericht festgehalten wurden. In diesem Sektionsbereich lautet denn der entsprechende Abschnitt zur pluralistischen Situation in Europa:

«In diesem Zusammenhang herrschte Übereinstimmung, daß Evangelisation nicht Wiederherstellung früherer Verhältnisse beabsichtigen kann. Weder kann es um Wiederherstellung eines christlichen Abendlandes oder des mittelalterlichen *Corpus Christianum* gehen, noch sollen einfache Positionen der Kirchen in der Vergangenheit, die verloren gegangen waren, wiedergewonnen werden. Es kann in der Evangelisation nicht um das Wohl und die Sorge für eigene Kirchentümer gehen, sondern allein um eine neue Evangelisierung Europas, durch die Gottes Liebe in Jesus Christus erfahren und bekannt wird. Dabei ist selbstverständlich vorausgesetzt, daß viele mittel- und osteuropäische Kirchen für den Aufbau und die rechtliche Gestaltung ihres Kirchenwesens unser aller Unterstützung und Solidarität nötig haben.»

Befreiung von der Sünde

Was sich hier ereignete, war vor allem eine Begegnungsverammlung. Aus zwei bislang recht unterschiedlichen Welten trafen sich in Budapest evangelische Christen, viele davon zum ersten Mal. Etwas lag in der Luft, was kaum zu beschreiben ist, nämlich die Frage der Schuld jener Kirchenführer und -mitarbeiter, die sich durch Kollaboration im Unrechtssystem totalitärer Herrschaft schuldig gemacht hatten. Wer jedoch gekommen war, um ein Schauspiel unerbittlicher Abrechnung zu erleben, mußte enttäuscht von dannen ziehen. Die Aufarbeitung der Schuld soll in den entsprechenden Kirchen gemacht werden. So hat der reformierte Bischof Loránt Hegedüs (Ungarn) in einer Journalistenrunde von einer die ungarischen Kirchen betreffenden Personenliste gesprochen, die sich in den Händen des Ministerpräsidenten Jozsef Antall befindet. Bisher wurde sie nicht herausgegeben. Er meinte, man sollte sie kirchenintern prüfen können, wobei dann schuldig gewor-

¹ Vgl. Orientierung, 2, 1992, S. 13ff.

² Vgl. Orientierung, 1, 1992, S. 1ff.; ebd. 2, 1992, S. 14ff.

³ Mag sein, daß es in den Diskussionen ein gewisses «Macht»gefälle zwischen westlichen und östlichen Kirchen gab. Dies war nicht beabsichtigt, vielmehr kam dabei ein Erfahrungsvorsprung in der Durchführung solcher Versammlungen zum Vorschein. Wegen der Kargheit der Mittel konnten nicht alle Sprachen in der Übersetzungsanlage berücksichtigt werden, so wurde faktisch Deutsch zur hauptsächlichsten Konferenzsprache, während Englisch einen ungewohnten hinteren Rang einnehmen mußte. All das hat eine Rolle gespielt, dennoch blieb die Diskussion offen, insbesondere in der Frage des Zusammenhanges von Reformation und Aufklärung.

dene Personen ihre Leitungämter, falls sie solche haben, abgeben müßten, was nicht gleichzeitig Ausschluß aus der Kirche bedeuten würde.

Die Schlußbotschaft hat denn auch der Komplexität dieser Frage Rechnung getragen:

«So ist nicht nur um der Opfer und Täter, sondern um der glaubwürdigen Bezeugung des Evangeliums willen der redliche Umgang mit der Vergangenheit notwendig. Dabei ist der Geist entscheidend, in dem das geschieht: Daß Menschen nicht leichtfertig verletzt werden, daß wir einander Zeit gewähren, daß wir um die Grenzen der Möglichkeit einer Aufarbeitung wissen und daß Vergebung möglich wird. Doch auch die Kirchen des Westens werden sich herausfordern lassen müssen, den eigenen Weg zwischen Anpassung und Verweigerung kritisch zu überprüfen.»

Hier wird eine geographisch und zeitlich recht beschränkte Vergangenheit, mit der redlich umzugehen sei, angesprochen. Obwohl im Vorbereitungspapier noch auf mehr als einer Seite über das Verhältnis zum Judentum und über das Versagen der christlichen Kirchen in der Geschichte der fast totalen Vernichtung des europäischen Judentums die Rede war, fand dieses Anliegen in der Botschaft – sozusagen aus letzter Verlegenheit – einen halben Satz zu einer sonst schon bestehenden Formulierung: «Jesus verbindet uns mit Gottes auserwähltem Volk Israel und beruft uns im Neuen Bund als sein Volk inmitten der Völker.» Lukas Vischer hat allerdings zu dieser Verlegenheitslösung bemerkt, daß das Vorbereitungspapier, das sich zu diesem Punkt eingehender äußert, auch nach der Versammlung weiterhin zu den Dokumenten gehöre. Man darf sich dennoch fragen, warum der «Holocaust» die Versammlung nicht veranlaßte, im Rückblick in die Vergangenheit etwas weiter zurück auszuholen. Hängt es vielleicht daran, wie man heute noch über Gnade redet, als ob nichts geschehen wäre, was uns langfristiger betroffen machen müßte? Sind es vielleicht theologisch korrekte Sätze, wie jener von Eberhard Jüngel über die Personwürde des Menschen, die nicht nur in den Menschenrechten, sondern im Recht Gottes begründet sei: «Und das ist eine Würde, die durch keine menschliche Tat überboten und durch keine menschliche Untat zerstört werden kann.» Solche Sätze sind so rund, daß sie keine Widerhaken mehr bieten, an denen etwas Gedächtnisstoff hängen bleiben kann. Die von Jüngel eingeforderte Kultur des Gewissens müßte ja gerade auch die Memoria kultivieren. Gewiß wird gesagt, daß auch die Kirchen schuldig werden können und es in Kreuzzügen, Mission als Kolonisierung usw. auch tatsächlich geworden sind. Obwohl es eigentlich – gemäß Vorbereitungspapier – galt, bei den Beratungen den «globalen Kontext» zu beachten, beschäftigte sich die Versammlung vornehmlich mit Europa ohne jeden diesbezüglichen Perspektivenwechsel. Der «sündhafte Eurozentrismus», der seit langer Zeit etwa von lateinamerikanischen Theologen eingeklagt wird, kam nicht zur Sprache. Einzig Milan Opocensky vom Reformierten Weltbund plädierte für ein Schuldbekenntnis bezüglich der «Conquista» und deren Folgen in der 500jährigen Geschichte. Derselbe hielt auch eine inspirierende Würdigung von *Jan Amos Comenius* (1592–1670) zu dessen 400. Geburtstag am 28. März 1992. Mit der Schilderung dieses pionierhaften Pädagogen und bisher viel zu wenig beachteten Theologen und Ökumenikers beeindruckte er für kurze Zeit die Versammlung. Sein Vorschlag eines Schuldbekenntnisses bezüglich der Conquista wurde zwar nach der ersten Lesung in die Botschaft mit folgendem Wortlaut aufgenommen: «Das Jahr 1992 erinnert uns an einen langen Schuldzusammenhang der europäischen Christenheit.» In zweiter Lesung wurde dieser Satz dann aber gestrichen, weil er vielen unverständlich, zum übrigen Text als zu disparat erschien, und überdies zu später Nachtstunde vom übermüdeten Redaktionsausschuß einfach nicht mehr besser gefaßt und eingefügt werden konnte.

Standortbestimmung in der Ökumene

Von Anfang an stand fest, daß «keine neue permanente Struktur erforderlich ist» (Vorbereitungspapier), darum suchte die Versammlung einen Weg, wie sie ihren spezifisch evangelischen Beitrag in die bereits bestehenden ökumenischen Organisationen einbringen könnte, deren Mitglieder die anwesenden Kirchen auch gleichzeitig sind. Jedenfalls waren die meisten Voten eifrig darauf bedacht, nicht den Eindruck ungehöriger Machtansprüche oder gar einer organisierten Konkurrenz zu geben. Geprüft wurden darum die Möglichkeiten, wie die gemeinsamen Überzeugungen in die KEK eingebracht werden könnten, dann aber auch, wie die Gemeinschaft der in der *Leuenberger Konkordie* (1973) zusammengeschlossenen Kirchen vertieft und erweitert werden könnte. In der Leuenberger Konkordie haben bekanntlich lutherische, reformierte und unierte Kirchen in Europa die Kirchengemeinschaft erklärt. Solch eine Kirchengemeinschaft geht über die interkonfessionellen Lehrgespräche hinaus, insofern die beteiligten Kirchen untereinander in voller Kanzel- und Sakramentsgemeinschaft einschließlich der wechselseitigen Anerkennung der Ämter leben.⁴ Dabei behalten die verschiedenen Konfessionen ihre Identität. Kirchengemeinschaft ist demnach nicht eine Union oder Fusion von Kirchen.

Die Leuenberger Konkordie ist von Anfang an auf Ausweitung der Beziehungen zu Kirchen angelegt. Daß dies aber recht unterschiedlich praktiziert wird, zeigte im Plenarsaal die Kontroverse zwischen der Göttinger Professorin Dorothea Wendebourg und dem Römer Professor der Waldenser Kirche Paolo Ricca. Die Frage drehte sich um die Möglichkeit, als Mitgliedkirche der Leuenberger Konkordie mit andern Kirchen, die nicht angeschlossen sind, Kirchengemeinschaft erklären zu dürfen. So etwas geschah nämlich 1990 in Italien zwischen Waldensern und Methodisten, die zur Leuenberger Gemeinschaft gehören, und den Baptisten, die nicht dazu gehören. Frau Wendebourg wehrte sich gegen solche Vernetzung ohne eine sorgfältige Prüfung der Kompatibilität mit der Leuenberger Gemeinschaft. Anders sieht es der Waldenser Professor. Er plädiert für höhere Wertschätzung der Freikirchen, erinnert an die hohen Verdienste der Baptisten in der politischen Freiheitsgeschichte für Toleranz und religiöse Freiheit (z. B. in Rhode Island), ja, er erkühnt sich gar, den Blick auszuweiten auf das, was Walter Hollenweger «Enthusiastisches Christentum» nennt, und das in Budapest abwesend ist: «Der Pfingstler ist der abwesende Christ unter uns», meint Ricca. Sein dynamisches Wagnis nach vorne mit den Baptisten begründet er so: «Nicht die Kindertaufe wird anerkannt, sondern der als Kind getaufte Christ wird auch als Mitglied einer Baptistengemeinde im vollen Sinne des Wortes; ohne ihn neu zu taufen, aufgenommen. Mit andern Worten: Nicht die Taufe wird explizit anerkannt, sondern der Getaufte. Es ist ein Zeichen, daß die Wunde heilbar ist.»

Wie weit sich das Verständnis der Leuenberger Konkordie ausdehnen läßt, ist für einen Außenstehenden schwer zu sagen, jedenfalls dürfte bei einem solchen Vernetzungsvorgang die Frage der Kompatibilität weiterhin bestehen. Daß diese Konkordie in Budapest im Bewußtsein vieler eine Aufwertung erlebt hat, darf man wohl annehmen.

An der Versammlung wurde spürbar, daß es in der ökumenischen Bewegung zwei Strömungen gibt: die eine kommt aus der Bewegung «Faith and Order» (Glaube und Kirchenverfassung), sucht Lehrgespräche mit andern Kirchen und zielt auf Kirchengemeinschaft nach dem Modell der Leuenberger Konkordie; die andere Strömung entspringt der Bewegung «Life and Work» (Bewegung für Praktisches Christentum), ist prag-

⁴ Zum Thema Kirchengemeinschaft ist soeben erschienen: Cornelia Nussberger (Hrsg.), *Wachsende Kirchengemeinschaft, Gespräche und Vereinbarungen zwischen evangelischen Kirchen in Europa* (Vorwort: Lukas Vischer). Texte der Evang. Arbeitsstelle Ökumene Schweiz, Nr. 16, Bern 1992.

matisch der Welt und deren aktuellen Problemen zugewandt. Sie ist strukturfreudiger und möchte in der ökumenischen Bewegung weiterkommen. Für sie ist die Basler Versammlung für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung (1989) ein maßgebendes Ereignis. Diese Strömung manifestierte sich vor allem im Fragenkomplex Kirche–Staat–Wirtschaft. Bereits in den schriftlichen Stellungnahmen zum Vorbereitungspapier wurde das Ja zur Marktwirtschaft heftig kritisiert. Wenn sie schon das kleinere Übel ist, wie kann man das Übel im Übel bezähmen? Man wurde sich einig, daß es eine soziale und ökologisch verantwortbare Marktwirtschaft sein müsse, und zwar eine demokratisch kontrollierte. Ein stark beachtetes Referat bot der Prager Professor für Soziale Theologie, Jakub Trojan. Er sagte klar, es gebe keine Alternative zur Marktwirtschaft, auch keinen «dritten Weg». Wörtlich sagte er: «Dazuhin haben Christen bei uns nicht nur keine politische Position, die ihnen eventuell helfen könnte, eine andere Variante durchzusetzen, es fehlt ihnen auch die intellektuelle Kraft – die Kommunisten privatisierten für sich das Schulwesen so gründlich, daß in ihm keine Fachleute heranwachsen konnten, weder in der Ökonomie noch in der Politik, Soziologie oder Philosophie, die anders orientiert sein könnten, als es die offizielle Ideologie zuließ. Neue demokratische Kräfte bei uns und in andern Ländern unserer Region leiden an den Folgen dieses Amateurismus und der Unreife.»

Er meinte, es bleibe nur die Möglichkeit, das westliche Wirtschaftssystem zu integrieren und es moralisch zu beeinflussen. Weder die Marktwirtschaft noch das damit verbundene demokratische System seien das Reich Gottes. «Der Ausblick auf die Hoheitsnormen des Reiches Gottes führt uns zu der nüchternen Erkenntnis, daß Buße im persönlichen Leben Hand in Hand geht mit der niemals endenden Veränderung der gesellschaftlichen Ordnungen.» Vorgängig warnte er, im Zusammenbruch des sozialistischen Systems das Ende aller Utopien zu sehen. «Wenn der Versuch der Kommunisten in der Vornahme der Zukunft zu leben mißlungen ist, ist dann damit für immer den Bemühungen ein Ende gesetzt, die Zukunft anders zu begreifen als einen leeren Zeitraum, in den wir uns hineinstürzen unter dem Druck dessen, was uns die Gegen-

wart abnötigt?» Das im Kommunismus theoretisch verankerte Modell der «verantwortlichen Gemeinschaft» müsse wiederbelebt und die Macht unter Kontrolle gestellt werden.

In der Sektion, die sich um diesen politischen und wirtschaftlichen Fragenkomplex bemühte, aber auch in der Diskussion dazu im Plenum selbst wurde einem bewußt, daß die Zeit auch von einer der wichtigsten Baustellen für das künftige Europa, nämlich von Brüssel her, drängt. Der Belgier Marc Luycks, Theologe im Beraterstab von J. Delors, hat unmißverständlich erklärt, daß jetzt die Zeit wäre, zur Wertediskussion bei der Neugestaltung Europas einen Beitrag zu leisten. Da die Budapest-er Versammlung nicht einfach die Tagesordnung für die KEK oder die EECCS (European Ecumenical Commission for Church and Society) setzen kann, ist die Weiterarbeit etwas allgemein gefaßt. Dennoch werden sicherlich neue Impulse in die eben genannten bestehenden Organisationen gelangen. Ausgehend vom evangelischen Verständnis des Priestertums aller Gläubigen wird Partizipation nicht nur in der Kirche, sondern auch in der Gesellschaft gefordert. «Deshalb fordern wir im europäischen Einigungsprozeß eine bürgernahe Gestaltung der Arbeit der europäischen Institutionen und warnen vor einem administrativen Zentralismus, der keiner wirksamen demokratischen Kontrolle unterliegt.» (Botschaft) Bischof Martin Kruse (Berlin) hat im Schlußgottesdienst den Gläubigen aus den verschiedenen Kirchen und Gemeinden Budapests erklärt, sie würden bald einen Brief bekommen, eben die Botschaft, darin seien drei wichtige Punkte, die er ihnen jetzt nicht verraten wolle, der Brief sei so, daß sie ihn am besten gemeinsam lesen sollten. Diese Botschaft endet in drei Appellen zu intensiverer ökumenischer Arbeit, zur Erneuerung der Kirche und zur Mitwirkung am Gemeinwohl: «Zieht Euch nicht ins Private zurück. Übernehmt Verantwortung in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft. Nehmt Rücksicht auf die Umwelt und setzt Euch dafür ein, daß eine gesamteuropäische Sozialcharta verabschiedet und in die Praxis umgesetzt wird, die ein menschenwürdiges Leben aller ermöglicht.» Wie die Botschaft aufgenommen werden wird, hängt wohl auch von den Gemeinden ab, ob sie sich zur gemeinsamen Lektüre aufmachen.

Karl Weber

Wiederholt sich die Geschichte?

500 Jahre Lateinamerika (II)*

Zwei Drittel der lateinamerikanischen Bevölkerung sind unterernährt. Das heißt im Klartext: diese Menschen hungern! Jeden Tag sterben allein in Brasilien tausend Kinder unter einem Jahr. Mehr als die Hälfte der Brasilianer konsumiert weniger Kalorien als die von der Weltgesundheitsorganisation der UNO berechnete Mindestquote.

Großstädte in Lateinamerika wachsen nicht auf natürliche Weise. Sie explodieren. Bauern ohne Land und von Großgrundbesitzern vertriebene Landarbeiter ziehen in die Städte. Sie hoffen dort auf Arbeit und «vegetieren» in den Favelas und Randbezirken. In diesen Städten nimmt auch die Zahl der Straßenkinder ständig zu. Im Falle von Brasilien sind es an die 15 Millionen Kinder, die ohne Heim oder Familie, völlig auf sich allein gestellt, die Straßen und Plätze belagern. Um die Gesellschaft von diesen «kriminellen Elementen» zu säubern, veranstalten Killertruppen regelrechte Hetzjagden auf Straßenkinder. Allein im Jahr 1990 wurden 4611 Kinder ermordet. 82 Prozent von ihnen hatten eine dunkle Hautfarbe.

Indianervölker sind nach wie vor in ihrem Überleben bedroht. Die zum Teil positive Gesetzgebung in den Verfassungen

bleibt toter Buchstabe. Arbeitslosigkeit, Unterbeschäftigung, ungerechte Löhne, chronischer Hunger, fehlende ärztliche Betreuung, Obdachlosigkeit, Analphabetismus, tägliche Erfahrung von Gewalt und Tod, hohe Kindersterblichkeitsrate, skrupellose Ausbeutung der Mit-Welt – das sind nur einige weitere Schlagzeilen für diesen Kontinent.

Armut ist kein Schicksal, Armut wird gemacht. Dafür trägt jemand Verantwortung. Armut ist «Tod auf Raten»! Armut ist physischer Tod infolge von Hunger und Krankheit. Armut ist intellektueller Tod infolge von Analphabetismus und Einschränkung der persönlichen Entfaltung, die eine Beteiligung an gesellschaftlichen Vorgängen unmöglich machen.

Armut ist aber auch Folge des programmierten Todes einer Rasse, der bewußt eingeleiteten Zertrümmerung einer Kultur, des Aussterbens einer Sprache, die für ein Volk «Muttersprache» ist. Wer eine Rasse diskriminiert, will letzten Endes diejenigen töten, die zu ihr gehören. Wer eine andere Kultur herabwürdigt, kämpft gegen die Menschen in dieser Kultur. Wer die Muttersprache der «anderen» haßt, tötet im Herzen bereits die Menschen, die sie sprechen. Wer die Umwelt zerstört, mordet damit die Menschen, für die das Land, das sie bewohnen, nicht «anonyme» Umwelt, sondern Mit-Welt, Heimat ist.

*) Vgl. den ersten Teil in: Orientierung vom 31. März 1992, S. 65–70.

Armut hat konkrete Gesichter! Elend hat Namen! Rasse, Kultur, Sprache sind nichts Abstraktes, sondern charakterisierte Völker, sind heiliges und behütetes Gut, seit Generationen von Eltern an die Kinder weitergegeben. Nichts ist schrecklicher als die Identität zu verlieren. Das ist Armut in ihrer extremsten Form! Armut ist nicht-sein dürfen!

«Dann sah ich einen neuen Himmel und eine neue Erde; denn der erste Himmel und die erste Erde sind vergangen.» (Offb 21, 1)

Seit 500 Jahren werden in Lateinamerika Naturprodukte, wie Edelhölzer, Baumwolle, Tabak, Zucker und Bodenschätze, wie Gold, Silber und andere Metalle geplündert. Die Industrieprodukte Lateinamerikas gehören zu den billigsten auf dem Weltmarkt, weil man den Arbeitern in den Fabriken, im Vergleich zu den Industrieländern, Spott- und Hungerlöhne bezahlt.

Der moderne Tribut

Das ungerechte System tritt nun in eine weitere Phase ein. Die Spitzentechnologie ersetzt Arbeiter durch beliebig austauschbare Roboter und Maschinen. Computer streiken nicht und stellen auch keine Forderungen nach gerechten Löhnen, nach einem 13. und 14. Gehalt oder nach längerem Urlaub. Natürliche Rohstoffe werden durch weit billigere synthetische ersetzt. Damit verliert Lateinamerika mit dem Massenangebot an Arbeitskräften und den Rohstoffen in unmittelbarer Nähe zur Produktionsstätte seinen Reiz.

Multinationale Firmen, die jahrzehntelang brasilianische Arbeitskräfte zu ihren Gunsten ausnützten und astronomische Gewinne erzielten, wollen sich nun in die heimatischen Gefilde zurückziehen. Der Betrieb rentiert nicht mehr. Die Technologie ist in den USA, in Europa und Japan weit fortgeschrittener als in Brasilien. Deshalb winken dort höhere Gewinne. Tausende von Arbeitern werden ihrem Schicksal überlassen, wie eine Hure nach schlecht bezahlter Bettnacht. Oder Neuaufgabe von «Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen!» wenn man daran denkt, daß 70 Prozent der Arbeitnehmer in Brasilien eine dunkle Hautfarbe haben?

Der Gewerkschaftsvertreter *Vicentinho* trat vor einigen Monaten in tagelangen Hungerstreik und machte Schlagzeilen. Er reiste schließlich in die USA, nicht um gerechtere Löhne zu fordern, sondern um die Aufrechterhaltung einer Automobilfirma «zu erlehen», damit die Arbeiterfamilien nicht im Unrat der Favelas umkommen.

Lateinamerika exportiert nicht nur Rohstoffe, sondern harte Währung zur Tilgung der Auslandsschuld. In den letzten Jahren wurde für Zinsen und Zinseszinsen das Fünffache von den erhaltenen Krediten bezahlt. Die Rechnung ist also schon mehrere Male beglichen worden. Aber es gibt keine Quittung oder ein «Dankend erhalten»! Lateinamerika soll weiter bluten und wohl bis zum «Jüngsten Tag» im Hinterhof der Ersten Welt sein Dasein fristen. Die Auslandsverschuldung ist der moderne Tribut, den Lateinamerika an die alten und neuen Herren dieser Welt zahlen muß. Kein Unternehmer, Wirtschaftsmanager oder Bankier im jeweiligen Geberland spürt in seiner Luxusvilla die Folgen des weltweit vernetzten Kapitaltransfers. Viele Kreditvereinbarungen zwingen die finanziell ohnehin schon erschöpften Nationen in ein soziales Abseits. Politiker und Wirtschaftsexperten in den nördlichen Industrieländern machen es sich allzuleicht, wenn sie Lateinamerika die Schuld für Armut und Elend zuschieben und jahrelange «Mißwirtschaft» und «Fehlplanung» in den «Entwicklungsländern» dafür verantwortlich machen. Der «morbus latinus», wie sie des Latein kundig sagen, ist für die Kreditgeber ausschließlich hausgemachtes Produkt Lateinamerikas.

Dem Kapitaltransfer vom Süden in den Norden, zur Tilgung einer Schuld, die längst bezahlt ist, entspricht also ein Schuld- und Verantwortungstransfer von Seiten des Nordens an den Süden! «Ach diese faulen Südländer! Sie selbst tragen die

Schuld für die gegenwärtige desolante Wirtschaftslage!» Mit solchen Kommentaren reagieren oft Europäer und Nordamerikaner. Genauso wie die Brutalität der Konquista ist heute die ungerechtfertigte und bewußt aufrechterhaltene Auslandsverschuldung ein Weltskandal. Nichts wird sich für Lateinamerika und die sogenannte «Dritte und Vierte Welt» ändern, solange präpotente Industrienationen andere Länder in demütigender Abhängigkeit halten. 1992, «500 Jahre Lateinamerika» zu begehen, hat nur dann Sinn, wenn konkrete Schritte zum Abbau dieses Skandals beschlossen werden. Das wäre ein erster Schritt zu einer «Neuen Welt»!

Das Totschießgeschäft

«Com a cruz e a espada» (Mit dem Kreuz und dem Schwert) wurde zum geflügelten Wort, um die Invasion der Europäer in den Lebens- und Kulturraum der Ureinwohner des heutigen Lateinamerika zu beschreiben. Allerdings wurde bei den Kriegshandlungen nicht nur das Schwert eingesetzt. Nein, die Azteken, die Maya und die Inka und alle anderen Völker wurden mit Feuerwaffen niedergestreckt. Das Schießpulver war in Europa schon längst bekannt und deshalb waren die Europäer den Indianern von vornherein überlegen, die, wenn überhaupt, nur mit Pfeil und Bogen bewaffnet waren.

Die Waffen wurden im Laufe der vergangenen Jahrhunderte immer präziser und haben heute ein apokalyptisches Zerstörungspotential erreicht. Mit der Waffenproduktion begann auch das Waffengeschäft. Die produzierten Waffen mußten verkauft werden. Und dabei boten sich die Länder der sogenannten «Dritten Welt», die besonders auf ihre «Nationale Sicherheit» bedacht waren, als vielversprechende Absatzmärkte an. Daß vor allem die Industrienationen daraus Vorteile ziehen, liegt auf der Hand.

Seit dem Weltwirtschaftsgipfel in Bangkok (Oktober 1991) gibt es nun auf einmal neue Ansätze für eine Nord-Süd-Politik (vgl. Publik-Forum 1. 11. 91, S. 2, Thomas Seiterich-Kreuzkamp). Die größten Kreditgeber, also Japan, Deutschland, Kanada, Schweden und die USA, wollen künftig Entwicklungshilfe nur unter bestimmten Bedingungen vergeben. Ähnliche Töne waren zuvor vom Internationalen Währungsfonds (IWF) und den OECD-Ländern zu hören. Kredite und Umschuldungen sollen von Einsparungen im Rüstungsbudget dieser Länder abhängig gemacht werden. Die «Geberländer» ernten mit solchen Vorschlägen Applaus ihrer Staatsbürger/innen. Und auf diesen Beifall haben sie es abgesehen.

In dieser So-tun-als-ob-Politik ist es immer wichtig, wenigstens den Schein zu wahren, wenn auch Schein und Sein auseinanderklaffen, wie das rechte und linke Ufer des Amazonas. Das große Geschäft ist aber nach wie vor die Waffenproduktion in den «Geberländern». Außer Agrarerezeugnissen wird kein anderes Gut – was heißt da «Gut»? – so hoch subventioniert. Die Finanzmittel für «Entwicklungshilfe» sind lächerliche Beträge dagegen. Durch gezielte Exportförderung wird Regierungen der «Dritten Welt» Rüstung zu Dumpingpreisen angedreht.

Mit anderen Worten: Die nördlichen Industriestaaten fordern die Abrüstung in der sogenannten «Dritten Welt» und bestimmen Kriterien für finanzielle Unterstützung an diese Länder. Selbst aber lassen sie nicht davon ab, ihr weltweit einsetzbares Militärpotential aufrechtzuerhalten. Gegen wen? Nach dem Golfkrieg ist ein neues Feindbild entstanden: die «Dritte Welt».

Nach außen, zur Information des biedereren Bürgers, das Plädoyer gegen das Totschießgeschäft. Unterm Tisch werden die Karten aber ausgetauscht. Letztlich sind dieselben Regierungen die Hauptverantwortlichen, nicht nur für den Ausbau schneller Eingreiftruppen, aus eigenen strategischen Erwägungen, sondern auch für den kontinuierlichen Ausbau und die Vervollkommnung des Waffenarsenals von «Dritte-Welt»-Ländern, der durch die vielfältige Exportförderung noch verstärkt wird.

In Deutschland hat das Bundesamt für Wirtschaft 1989 die Genehmigung für Waffenexporte im Werte von rund 26 Milliarden und 1990 in der Höhe von 11,6 Milliarden Mark erteilt (vgl. Publik-Forum 18.10.91, S. 13). Neben diesen «legalen» Waffenexporten floriert noch ein illegaler Waffenhandel, dessen Ausmaß bislang nicht gelüftet werden konnte.

Bedenkjahr 1992

Pharisäertum, pure Heuchelei! Das Wort Jesu ist nach wie vor aktuell: «Weh euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler! Ihr seid wie die Gräber, die außen weiß angestrichen sind und schön aussehen; innen aber sind sie voll Knochen, Schmutz und Verwesung.» (Mt 23, 27)

Wenn das Bedenkjahr 1992 solche Heuchler entlarvt und diesen Pharisäern die Maske herunterzieht, damit ihr wahres Gesicht zum Vorschein kommt, dann meine ich, gehen wir einen weiteren Schritt auf dem Weg zu einer «Neuen Welt».

Solange Politik auf internationaler Ebene nichts anderes ins Auge faßt als, um jeden Preis, die Vorherrschaft auf der Welt zu gewinnen, solange Politik ein sinnverwandtes Wort für den Kampf um wirtschaftliche, kulturelle und militärische Überlegenheit ist, wird es immer «Feinde» und «Feindbilder» geben. Waffen sind immer auf «Feinde» gerichtet und für «Feinde» bestimmt, selbst wenn sie in Arsenalen ruhen. Waffen haben nur den einen Zweck, nämlich zu töten. Waffen produzieren heißt, für den Krieg rüsten und den Tod anderer Menschen bewußt anzustreben. «Feindbilder» werden geschaffen und propagiert, um den Krieg, die Tötung von Menschen, die Ausrottung von Völkern und Zerstörung ihrer Heimat zu rechtfertigen.

Ein Bedenkjahr 1992 wird erst glaubwürdig, wenn es zum Abbau des Mißtrauens zwischen Menschen und Völkern beiträgt. Konflikte dürfen nicht mehr durch Todesmaschinerien «end-gelöst» werden. Schwerter sollen zu Pflugscharen umgeschmiedet (vgl. Jes 2, 4), Geld für Rüstung soll Geld für Leben werden!

«Ich nenne euch nicht mehr Knechte. Vielmehr habe ich euch Freunde genannt. Dies trage ich euch auf: Liebt einander!» (vgl. Joh 15, 15–17)

Als Papst Johannes Paul II. Peru besuchte, erhielt er einen für ihn und die Katholische Kirche sehr peinlichen Offenen Brief, der von mehreren Indianerorganisationen unterschrieben war. Darin stand zu lesen: «Wir, Indianer aus den Anden und von Amerika, haben beschlossen, den Besuch von Johannes Paul II. auszunützen, um ihm seine Bibel zurückzuerstatten, denn in fünf Jahrhunderten hat sie uns weder Liebe, noch Frieden, noch Gerechtigkeit gebracht...» Diese zweifellos sehr harten Worte sind für die Kirche eine Herausforderung und verlangen eine Antwort.

Im Grunde geht es allerdings nicht um ein Zurückgeben, sondern um die den Indianervölkern nie ermöglichte Aneignung der Bibel in ihrer eigenen Kultur. Nicht die Botschaft der Bibel ist das Problem, sondern die Art und Weise, wie sie interpretiert wurde und auch heute zum Teil noch ausgelegt und verkündet wird. Nicht das Evangelium erregte Anstoß, sondern das Gewand, in dem es vorgestellt wurde.

Die Kirche muß «katholisch» werden, das heißt «weltumfassend», also «in allen Kulturen möglich»! Von einer wirklich «katholischen» Kirche fordert der chilenische Theologe Pablo Richard:

▷ Anerkennung der Geschichte, der Weltanschauung, der Lebenserfahrung und Kultur der Indianervölker als das «erste» Buch Gottes. Die Bibel ist das «zweite» Buch Gottes, das uns hilft, das erste zu lesen und zu verstehen. An sich nichts Neues. Der Hl. Augustinus war schon der Überzeugung, daß Gott zwei Bücher geschrieben hat: das Buch des Lebens und die Bibel. Die Bibel wurde geschrieben, um uns den Blick des Glaubens zu schärfen und die Schöpfung, den Menschen und

seine Mitwelt, als herrliche Offenbarung eines unendlich liebenden Gottes zu verstehen, der zugleich Vater und Mutter für uns alle ist;

▷ Anerkennung der Indianer als Träger und Empfänger der Frohen Botschaft und die Auslegung der Bibel im Zusammenhang und im Bezug auf ihre Kultur und Religion.

Vielleicht haben gerade die Indianer die missionarische Aufgabe, die Kirche endlich von allem kolonialistischen Gehabe zu befreien, sie wirklich «katholisch» zu machen, damit sie wieder glaubwürdig wird und Hoffnung ausstrahlen kann.

Kirche mit indianischem und lateinamerikanischem Antlitz

Mit dem II. Vatikanischen Konzil begann ein neuer Wind zu wehen. Der Stellenwert der Ortskirchen wurde neu definiert und eine Inkulturation des Evangeliums gefordert. Der im II. Vaticanum geschaffene Freiheitsraum ermöglichte die Konferenzen von Medellín (1968) und Puebla (1979), auf denen gemeinsam ein Aufbruch zu einer wirklichen Evangelisierung beschlossen wurde.

Nach diesem Konzil und den Vollversammlungen der lateinamerikanischen Bischöfe in Medellín und Puebla können und dürfen wir nicht auf eine Missionierung zurückfallen, wie sie seit der Konquista praktiziert wurde und schließlich im 19. Jahrhundert radikalste Auswüchse erreichte. Die gesamte Kirche wurde im letzten Jahrhundert «romanisiert». Bis zum Vaticanum II bedeutete, den Missionsauftrag erfüllen, den «römisch»-katholischen Glauben bis an die Grenzen der Erde zu tragen. Den bekehrten Völkern war es nicht gestattet, den christlichen Glauben in ihren Kulturen zu leben. Nein, alle Entscheidungen wurden von der römischen Zentrale getroffen und waren in absolutem Gehorsam als «Gottes Wille» zu akzeptieren. Eine rituelle Handlung, die nicht der von Rom approbierten bis in alle Details entsprach, war verboten. Auf Traditionen, Ausdrucksformen der jeweiligen Völker Rücksicht zu nehmen oder sie zu verwenden, wurde im Prinzip als schismatisch betrachtet, weil dies der «Einheit» der Kirche abträglich sei. Einheit wurde als «graue Uniformität» verstanden. Die Messe hatte in der Aldeia A'Ukre, einem kleinen Indianerdorf im Xingútal, auf dieselbe Weise, nach den bis ins Kleinste vorgeschriebenen Rubriken, gefeiert zu werden, wie in der Lateranbasilika oder im Stephansdom. Sogar die Anzahl der Kerzen für die Aussetzung des Allerheiligsten war genau festgelegt. Sollten für eine Eucharistiefeier in einer weit abgelegenen Siedlung keine Kerzen aufzutreiben sein, so mußte von Rom eine besondere Erlaubnis eingeholt werden, die Messe dennoch zelebrieren zu dürfen.

Ein solches polizeistaatähnliches Kirchenmodell, in dem, wie im Roman «1984» von George Orwell, überall das Auge des «big brother» lauert und nach möglichen Überschreitungen der Normen späht und fahndet, entsprach weder den Erwartungen noch dem Verständnis des Volkes Gottes in den lateinamerikanischen Ortskirchen.

Allerdings scheint sich trotz Vaticanum II nicht allzuviel geändert zu haben: Theologen bekommen heute wieder einen Maulkorb umgehängt – und dies nicht nur in Lateinamerika. Bischöfe werden mit Mahnschreiben aus vatikanischen Schreibstuben eingedeckt und zurückgepiffen, vor allem, wenn sie den Mut haben, ihre Finger auf die «offenen Adern Lateinamerikas» zu legen.

In unseren Kirchen sind die Millionen von Verarmten und Elenden Lateinamerikas längst auf die Bildfläche getreten und die unterdrückten, verachteten Kulturen haben sich erhoben. Wir wollen einen Katholizismus mit lateinamerikanischem und indianischem Antlitz. Zwar wird er sich von dem im europäischen Kulturraum gewachsenen Katholizismus unterscheiden, ist aber dennoch offen für alle anderen Katholizismen, die von den verschiedensten Kulturen geprägt sind. Letztendlich geht es doch darum, die christliche Botschaft zu leben und zeugnishaft zu verkünden. Warum soll und darf es,

um Gottes Willen, in der «einen, heiligen, katholischen und apostolischen» Kirche keine Kirche geben, die asurini-katholisch, araweté-katholisch, kaiapó-katholisch oder wenigstens lateinamerika-katholisch ist?

Medellín und Puebla inspirierten die lateinamerikanischen Kirchen, alle Komplizenschaft mit den kolonialen und neokolonialen Mächten abzulegen und zu Kirchen der Armen und Unterdrückten zu werden. Ein neues Pfingsten ereignete sich. Die befreiende Dimension des Glaubens kam zum Tragen. Der Prozeß der Inkulturation des Evangeliums begann dort, wo die Kirchen die Option für die Armen ernst nahmen und sie nicht spiritualisiert haben. Eine neue Weise Kirche zu sein, wurde durch den Geist Gottes aus dem Glauben des Volkes geboren.

Unzählige kirchliche Basisgemeinden entstehen überall in Lateinamerika. Die Kirche der Armen, oder die Kirche an der Basis, wie sie auch genannt wird, ist eine Realität. Eine neue, ganz spezifische Gegenwart der christlichen Botschaft inmitten des armen Volkes inspiriert die Pastoralpläne der Ortskirchen. Armut wird nicht mehr als schicksalsbedingte und deshalb unvermeidliche Situation angesehen, sondern ihre Ursachen werden beim Namen genannt. Nationale und internationale Zusammenhänge und Vernetzungen werden aufgedeckt. Eine befreiende Praxis kämpft gegen alle Formen der Unterdrückung und Ausbeutung und möchte den Abgrund zwischen reich und arm überwinden und der skandalösen Ungerechtigkeit, die Reiche, auf Kosten der Armen, immer reicher werden läßt, entgegensteuern. Die Befreiungstheologie übernimmt die an der Basis gelebte Praxis und Erfahrung in ihre Reflexion und vertieft ihren Glaubensgehalt. Eine Kirche entsteht, die auf dem Dialog zwischen Glauben und Leben, zwischen Evangelium und Gerechtigkeit gründet. (Vgl. zu diesen Ausführungen: Leonardo Boff, Gott kommt früher als der Missionar, Düsseldorf 1991.)

Standortwechsel für Bischöfe, Priester und Ordensleute

Diese neue Weise Kirche zu sein, verlangt auch von den Hirten, eine neue Weise Hirte zu sein. Das hohepriesterliche, höfische Zeremoniell mit Ranglisten, Empfangs- und Bekleidungsvorschriften, das im Laufe der Jahrhunderte entwickelt und ausgebaut wurde, hatte eine immer tiefer werdende Kluft zwischen Hirte und Herde zur Folge. Der Hirte hatte aufgrund seines Amtes eine privilegierte Stellung, gehörte der Oberschicht an, wurde zum «Ober»hirten, war auf einmal so weit von der Herde entfernt wie die Stratosphäre von der Erdoberfläche. Für das Volk der Armen war er unberührbar, entrückt. Der Hirte kannte weder die Herde noch die Weide. Ja, es kam noch schrecklicher: die Hirten weideten nicht mehr die Herde, sondern «sich selbst» (vgl. Ez 34, 10), wurden zu Fürsten, Lehensherren, Großgrundbesitzern, Diktatoren, Ausbeutern, Skalvenhaltern.

Bischof ist nicht Bruder, sondern «Seine Exzellenz», «Euer Gnaden», «Hochwürdigster Herr», abgeschirmt von einem Mitarbeiterstab, wenn «Seine Exzellenz» unterwegs ist, um sich in bischöflicher Tracht dem Volk «zu zeigen». Was hat das mit dem Evangelium zu tun? Solche Auswüchse waren sicher nicht im Sinne Jesu, als er am See von Galiläa entlang ging, zwei Brüder sah, Simon und Andreas: «Sie warfen gerade ihr Netz in den See, denn sie waren Fischer. Da sagte er zu ihnen: Kommt her, folgt mir nach! Ich werde euch zu Menschenfischern machen.» (Mt 4, 18–19)

Das Evangelium wollte nie dieses pompöse, ach so triumphalistische Gehabe. «Sie machen ihre Gebetsriemen breit und die Quasten an ihren Gewändern lang, bei jedem Festmahl möchten sie den Ehrenplatz und in der Synagoge die vordersten Sitze haben, und auf den Straßen und Plätzen lassen sie sich gern grüßen und von den Leuten Meister nennen. Ihr aber sollt euch nicht Meister nennen lassen: denn nur einer ist euer Meister, ihr alle aber seid Geschwister. Auch sollt ihr niemand

auf Erden euren Vater nennen; denn nur einer ist euer Vater, der im Himmel. (...) Der Größte von euch soll euer Diener sein. (Mt 23, 5–11) Wie weit haben sich die Hirten vom Evangelium entfernt und aus der Kirche Jesu Christi eine Institution gemacht, einen kalten bürokratischen Verwaltungsapparat!

Das Evangelium soll uns endlich wieder Maßstab sein und nicht von Menschen geschaffene Gesetzesbestimmungen und Verhaltensnormen. Gehen wir zurück «zu den Quellen jedes christlichen Lebens und zum Ursprungsgeist» des Evangeliums, wie Vaticanum II es von den Ordensgemeinschaften forderte (Perfectae Caritatis 2).

In der Kirche Lateinamerikas verzichten viele Ordensleute, Priester und Bischöfe auf Privilegien und wechseln den Standort. Sie gehen zu den Armen und werden zu Anwälten des leidenden Volkes. Sehr zum Ärgernis der herrschenden Oberschicht, die es seit Jahrhunderten gewohnt ist, von der Kirche jede Rückendeckung und Unterstützung zu erhalten. Nach Medellín dreht sich auf einmal das Blatt. Politiker, Großgrundbesitzer und Militärs werden von Amtsträgern der Kirche für die Gewalttaten verantwortlich gemacht, denen immer mehr Arme, Indios, Schwarze, Frauen und Kinder zum Opfer fallen.

Bischöfe ziehen aus ihren Palästen an den Stadtrand, Ordensgemeinschaften verlassen die Nobelbezirke und beziehen einfache Hütten in Favelas, in Slums oder in Indianerdörfern. Mit den dort lebenden Menschen teilen sie Not und Elend und erfahren plötzlich Verfolgung und Ungerechtigkeit am eigenen Leib. Ganz konkret lernen sie, was es heißt, gedemütigt, getreten, ausgeschlossen, verabscheut zu werden, überflüssig zu sein. Ihre Treue zum Evangelium wird jenen, die Verantwortung für Ungerechtigkeit und Unterdrückung tragen, eine nicht mehr zu überhörende Anklage. Die Reaktion ist dementsprechend. An der Seite der Armen, der Ausgestoßenen,

«Ein Buch, das wohl bald als Standardwerk einer Praktischen Theologie der Katholischen Kirche Schweiz gelten dürfte»

Schweizerische Kirchenzeitung



Leo Karrer

Katholische Kirche Schweiz

Der schwierige Weg in die Zukunft

504 Seiten, gebunden, mit Schutzumschlag, Fr. 58.–/DM 69,80

ISBN 3-7228-0268-7
Paulusverlag

ISBN 3-7278-0770-9
Universitätsverlag

In einer kritischen Bestandsaufnahme analysiert Leo Karrer den aktuellen Zustand der katholischen Kirche Schweiz. Zugleich weist er gangbare Wege aus der jetzigen Krise hin zu einer solidarischen Kirche, die nicht auf sich selbst fixiert ist, sondern sich kritisch-prophetisch noch mehr bewegen läßt und Bewegung auslöst.

Paulusverlag · Universitätsverlag Freiburg/Schweiz

der Indianer, der Schwarzen, der Frauen und Kinder werden Leiter von Basisgemeinden, Gewerkschaftsvertreter, Rechtsanwälte, Ordensschwwestern, Priester und Bischöfe beschimpft, verleumdet, verfolgt, angegriffen, gefangengesetzt, ermordet. «Selig, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden.» (Mt 5, 10)

Zurück zum Evangelium

Ich bin überzeugt, daß die Basisgemeinden und Hirten Lateinamerikas, ob diese «Hirten» nun Laien – Frauen und Männer –, Ordensangehörige, Priester oder Bischöfe sind, die historische Aufgabe haben; die «katholische» Kirche zu ihren Ursprüngen zurückzuführen. Sie war anfangs eine Kirche der Armen und Marginalisierten, dann die Kirche der Verfolgten. Sie muß endlich zurückfinden zu dem, was sie war und statt einer beherrschenden, autoritären, unterwerfenden Kirche, eine dienende Kirche werden.

Sie soll eine «samaritanische» Kirche sein, in der Menschen und Völker sich gegenseitig helfen, aufeinander Rücksicht nehmen. «Als er ihn sah, hatte er Mitleid» (Lk 10, 33) heißt es vom Samariter, der des Weges kam. Er stieß auf einen Mann, der unter die Räuber gefallen war. Der Priester und der Levit gingen achselzuckend und naserümpfend vorüber. Heute handelt es sich nicht mehr um ein einzelnes Opfer! Ganze Völker liegen am Wegrand, geschunden, mißhandelt, zertreten wie Mistkäfer. Wenn die Kirche dazu schweigt oder vorbeigeht, hat sie das Anliegen Jesu nicht verstanden. Wenn sie nicht vom Pferd herabsteigt und Öl und Wein in die Wunden gießt, geht sie genau denselben Weg wie der Priester und Levit im Gleichnis Jesu. Sie wird wieder mit-schuldig am Tode von Menschen und an der Ausrottung von Völkern!

Die Kirche muß endlich wieder eine «prophetische» Kirche werden. Mutig soll sie ungerechte und todbringende Strukturen anprangern und die Verantwortlichen für Not und Tod beim Namen nennen. Ihr Platz ist an der Seite der Armen und Ausgestoßenen, der Hungernden und Dürstenden, der Ausländer und Flüchtlinge, der Behinderten und der Alten, der Nicht-Seßhaften und der Prostituierten, der Aids-Kranken und der Drogensüchtigen, der Frauen und Kinder. Ihr Platz ist

an der Seite jener, die eine andere Hautfarbe haben. In Lateinamerika sind das die Indios und die Nachkommen der Negerklavén, in Europa die Afrikaner, die Inder, die Türken, die Araber, die Vietnamesen, die heute verworfen, auf öffentlichen Plätzen und in der Straßenbahn angepöbelt und durch eine ausländerfeindliche Gesetzgebung ausgewiesen werden (vgl. Mt 25, 31ff.).

Die Kirche darf nie mehr aus diplomatischen Gründen schweigen. Damit tut sie genau das, was ein brasilianisches Sprichwort so ausdrückt: «Gleichzeitig Gott und dem Teufel eine Kerze anzünden». Jesus hat weder einen Vatikanstaat noch eine römische Diplomatenhochschule gegründet, der Politikwissenschaften wichtiger sind als die vier Evangelien. Jesus gründete eine Kirche von Schwestern und Brüdern, denen er den Auftrag erteilte: «Liebt einander, wie ich euch geliebt habe.» Und er fügt gleich hinzu, um ja keine Zweifel über das Ausmaß und die Tragweite der Liebe zu hinterlassen: «Es gibt keine größere Liebe, als wenn jemand sein Leben für seine Freunde hingibt.» (Joh 15, 12–13)

Für die Kirche ist der Weg zur «Neuen Welt» ein Schritt zurück! Zurück zum Evangelium! Die Evangelisierung wird nur dann wirklich «neu» sein, wenn alte, festgefahrene Strukturen, die überholt sind und dem Traum Jesu widersprechen, abgebaut werden. Die Kirche muß menschlicher, «christlicher» werden, so wie sie es in den Basisgemeinden Lateinamerikas geworden ist.

Das Evangelium predigen heißt doch nicht, ein «depositum fidei» als fest verschnürtes abendländisches Glaubenspaket Menschen in anderen Kulturen aufzuzwingen. Das Evangelium predigen heißt ebenso nicht, ohrenbetäubend die alte Moralpauke zu wirbeln, die jede Melodie und Harmonie erschlägt. Das Evangelium predigen heißt, angesichts unzähliger Kreuze am leidvollen Weg Lateinamerikas, der nun schon 500 Jahre dauert, die Auferstehung Christi zu verkünden, das «letzte herrliche Ja Gottes zum neuen Menschen», das Ja Gottes zum Leben. Dann wird endlich die Sonne des Ostermorgens durch die schweren Wolken einer grausamen Geschichte brechen. Und die Nacht wird vorüber sein.

Erwin Kräutler, Altamira

«O du weinendes Herz der Welt ...»

Zur Nelly-Sachs-Biographie von Ruth Dinesen

Wer bis anhin über das Leben der deutsch-jüdischen Autorin Nelly Sachs (1891–1970) Näheres erfahren wollte, sah sich auf fragmentarische Auskünfte verwiesen. Einige Informationen konnte man den Festschriften entnehmen, die der Suhrkamp-Verlag zum 70. und 75. Geburtstag der Dichterin herausgegeben hatte. Als ergiebiger entpuppte sich da schon der Briefband, den Ruth Dinesen und Helmut Müssener 1984 publiziert haben. Es handelte sich bei dieser verdienstvollen Veröffentlichung indessen lediglich um eine Auswahl der umfangreichen Korrespondenz; immerhin erlaubte sie erstmals Einblicke in die Krankheitsgeschichte von 1960 bis 1963 – einen Fall gravierender Paranoia –, die so untrennbar mit dem Werk der Nelly Sachs verbunden bleiben wird. Dennoch hat diese Dichterin insgesamt gegenüber ihrer eigenen Lebensgeschichte eine außerordentliche Zurückhaltung geübt. Obwohl sie eminent gefühlsbetont erschien, hat sie doch vieles in der Seele verschlossen, hat zwar immer wieder etwa auf die einschneidende Liebesbegegnung in ihrem siebzehnten Jahr als Zäsur verwiesen, aber über die Identität des geliebten Mannes, des «Bräutigams» ihrer Exilgedichte, nichts verlauten lassen.

Umso mehr erstaunt, was die dänische Germanistin Ruth Dinesen in ihrer Biographie, welche pünktlich zum 100. Geburtstag der Nelly Sachs am 10. Dezember 1991 erschienen ist, an

Materialien, Einsichten und vorsichtigen Schlußfolgerungen zusammengetragen hat. Den Hintergrund bildet eine sich über viele Jahre erstreckende Auseinandersetzung mit dieser Autorin; nach der editorischen Arbeit am erwähnten Briefband hat Ruth Dinesen u. a. 1987 frühe Gedichte und Prosa der Nelly Sachs vorgelegt und erläutert. Jüngst hat sie auch in der Stockholmer Kungliga Biblioteket, welche einen Teil des Nachlasses verwahrt und seit 1971 die Besucher in ein Gedenkzimmer der Nelly Sachs führen kann, aus Anlaß des 100. Geburtstages eine Ausstellung gestaltet. Eigentlich muß es verwundern, daß sich niemand aus dem Kreis der Germanistinnen und Germanisten innerhalb des deutschen Sprachraumes für eine Biographie engagiert hat (*Walter A. Berendsohn*, der aus Hamburg gebürtige Erforscher der deutschen Exilliteratur, hatte sich frühzeitig an einer Lebensdarstellung versucht und war gescheitert). Es liegt nahe, die Gründe hierfür u. a. in der Befangenheit gegenüber der deutsch-jüdischen Tragödie zu vermuten, welche die Schwierigkeit, die Nelly Sachs' Werk der Spätzeit bereitstellt, noch verstärkt. Die in Kopenhagen lebende Ruth Dinesen besaß im Hinblick auf die Exiljahre der Autorin – Nelly Sachs hatte zusammen mit ihrer Mutter 1940 Berlin verlassen und die nächsten dreißig Jahre in Stockholm verbracht – auch einen geografischen Standortvorteil; all die

schwedischen Örtlichkeiten und Kontaktpersonen waren ihr leichter zugänglich. Es spielte dies eine nicht zu unterschätzende Rolle für die Anlage ihrer Biographie. Denn ähnlich wie Peter Stephan Jungk in seiner Darstellung Franz Werfels (S. Fischer, 1987) baute sie stark auch auf der «oral history» auf, nahm brieflichen oder mündlichen Kontakt mit all jenen noch lebenden Menschen auf, die Nelly Sachs einst nahestanden hatten. Nach München, Bochum, Dortmund, Düsseldorf, ja bis nach Jerusalem führten sie ihre Wege.

Liebevoll-kritische Zuwendung

Diese Gesprächsprotokolle bildeten eine der Grundlagen für die Niederschrift dieser Biographie. Sie wurden mit den anderen Elementen souverän verwoben: den dichterischen Äußerungen, den Briefzeugnissen, Fotos, den Lebensdokumenten. Der Leser staunt zu Beginn der Lektüre etwa, wie anschaulich Ruth Dinesen das Ambiente der elterlichen Wohnung im Berliner Tiergartenviertel zu beschreiben vermag, voll präziser Details, und man erfährt dann ganz beiläufig, daß sie die Informationen dem Wiedergutmachungsantrag der Nelly Sachs entnommen hat. Aus solch intelligenter Verwendung biographischen Materials – und es steckt dahinter auch jene Kreativität, die selbst im scheinbar belanglosen Zeugnis einen Sinn und eine Nutzung zu wittern vermag – ist eine höchst lebendige Darstellung entstanden. Man liest sie mit nie erlahmender innerer Anspannung, vollzieht die Bilder und Szenen dieses Lebens nach, weil die Biographin die Konkreta nicht gering erachtet, in ihnen aber immer auch den Aussagewert erahnt. Dabei orientiert sie sich am Leben wie am Werk in gleichem Maße, ja, die Verknüpfung ist so innig, daß das Ganze schließlich auch hier mehr als die Summe der Teile ergibt. Wer indessen Werkinterpretationen sucht, die vorrangig Nelly Sachs' sprachliche Eigenarten und Wandlungen erhellen, muß auf andere Adressen hoffen. Ruth Dinesen will und kann dies wohl nicht leisten (der Schreiberin dieses Artikels ist nicht klar, wie weit die Verfasserin auf das Original oder auf die dänischen Übersetzungen der Dichtung angewiesen gewesen ist). Sie wendet sich vor allem den inhaltlichen und geistesgeschichtlichen Komponenten dieses Œuvres zu und vermittelt hier hervorragende Aufschlüsse. Eine solche Optik erbringt auch den Vorteil, daß jeder Leser dieser Biographie zu folgen vermag und die Lebensdarstellung selbst sich nicht nur an einen Fachkreis wendet (was ja auch nicht dem Sinn und Zweck einer Biographie entspräche). Der Geist der Schlichtheit und erlesenen Subtilität, den dieses wunderbare Buch Ruth Dinesens atmet, ist der Dichterin Nelly Sachs so erstaunlich angemessen. Ist es nun aber aus der Distanz oder aus innerer symbiotischer Nähe heraus geschrieben? Man muß diese Frage, die man im Zusammenhang mit Lebensdarstellungen immer wieder hört, zurückweisen, darf vielmehr sagen, daß gerade die Distanz die zärtliche Anteilnahme geboren hat. Selbst kritische Anmerkungen werden da in einer umfassenden Zuwendung wieder aufgehoben: daß etwa diese strahlende kleine Frau, das verwöhnte Einzelkind von einst, immer auch eine Egozentrikerin gewesen ist, die alle Aufmerksamkeit auf sich versammelt wissen wollte, daß ihre Hilflosigkeit oftmals auch Pose war, weil sie damit die (männlichen) Beschützerinstinkte zu wecken vermochte, daß sie sich sehr wohl für die public relations ihrer Dichtungen rührte. In der Liebe und Menschlichkeit, mit der Ruth Dinesen ihr Porträt zeichnet, geraten solche Aperçus einfach zu amüsanten Akzenten, die Nelly Sachs dem Leser nicht entrücken, sondern sie in herzlich greifbare Nähe stellen.

Eigentlich vergißt man darüber fast die umsichtige Sorgfalt, die Ruth Dinesen walten läßt. Erst im Lauf der Lektüre nimmt man auch wahr, daß sie auf Fußnoten und Anmerkungen gänzlich verzichtet – diese Signaturen wissenschaftlicher Legitimität – und dafür ein leserfreundliches Buch kreiert hat. Dennoch ist immer und überall Genauigkeit am Werk. Dankbar ist man für die detailreiche Zeittafel im Anhang, für das

Körpersprache und Traumsprache

als Wege zur Behebung von körperlichen und seelischen Blockaden. Eine Selbsterfahrungswoche mit

Konzentrativer Bewegungstherapie (KBT) und Traumarbeit nach C. G. Jung

Leitung:

Ludwig Lampert, Theologe und KBT-Psychotherapeut, Salzburg, und Dr. phil. Elisabeth Waelti, Psychotherapeutin, Bern

Adressaten:

Menschen, die unbewältigte Konflikte, verdrängte Ängste und psychosomatische Beschwerden bearbeiten möchten, um Heilung und inneres Wachstum zu ermöglichen.

Kursort:

Bildungshaus Burgbühl, CH-1713 St. Antoni bei Fribourg

Termine:

1. Woche: 27.–31. Juli 1992; 2. Woche: 10.–14. August 1992. Die beiden Kurswochen sind unabhängig voneinander.

Programme und Anmeldung:

Margrit Meier, Bergstraße 7, CH-9100 Herisau
Tel. 071/52 48 34

umfassende Werkverzeichnis und das Personenregister mit biographischen Kurzangaben – hilfreich gerade letzteres, da sich das Netz der Menschen um Nelly Sachs so vielfältig spannt, daß man oft die Orientierung zu verlieren droht.

Die Eltern, der Geliebte, die Freunde

Vieles ist aus diesem Lebensbild zu gewinnen. Niemals zuvor ist das Porträt des Vaters so kenntnisreich gezeichnet worden, und nach den vorsichtigen Andeutungen Ruth Dinesens muß man fast vermuten, daß hier eine Konstellation vorliegt, die nach dem psychoanalytischen Blick auf die Dinge ruft. Besonders auf die weitgehend im Geheimnis belassene Liebesgeschichte der Siebzehnjährigen hat die Person und Ausstrahlung William Sachs' bedeutsam eingewirkt. Erstmals vernimmt man auch, daß die junge Nelly Sachs auf diese Tragödie mit einer *anorexia nervosa* (Magersucht) reagiert hat, daß der bekannte Neurologe *Richard Cassirer* (aus der berühmten Familie der von Breslau nach Berlin zugewanderten Cassirer) die todkranke Patientin auf die Möglichkeit des dichterischen Worts als rettendes Ausdrucks- (und Therapie-)mittel verwiesen hat. Wenn hingegen Ruth Dinesen keine Gründe nennt, die für den tragischen Ausgang dieser Liebesbeziehung verantwortlich gewesen sind, so muß man den Leser auf ein Buch verweisen, das 1982 ohne Umschweife und Mystifikationen die Motive genannt hat. *Hilde Domin* hat sie in ihrem Buch «Aber die Hoffnung» dargelegt, sie mit denselben Worten auch einmal im Gespräch mit der Verfasserin dieses Beitrags (1982) dargelegt. Wie sie mir damals sagte, lernte sie in London durch Zufall einen Neffen von Nelly Sachs, Verkäufer in einem Herrenbekleidungsgeschäft, kennen. Er bestätigte ihr, was sie schon früher einem Brief und einem Gedicht der Autorin entnommen hatte: daß nämlich der Vater die Heirat mit dem betreffenden Mann abgelehnt hatte, weil dieser bereits geschieden war; daß beide zusammen, viel später, nämlich 1940, in Berlin am Steinplatz verhaftet worden waren, wo sie sich verabredet hatten. Hilde Domin verweist dabei auch auf das Gedicht «Die Suchende» (1966): «... zwei Gefangene/der Henker trug die Stimmen aufgezo-gen/den Sehnsuchtsweg des Wahnsinns hin und her...»

Interessant in seiner Gegensätzlichkeit zum Ehegatten erscheint das Bild der Mutter: einer Frau mit gesellschaftlichem Charme, leichtlebig, «mit Lichtem, oberflächlichem Wesen», der aber Nelly Sachs' ungeteilte Sorge gegolten hat, da sie früh alterte und in den letzten Jahren wohl auch den Bezug zur

Realität und zu ihren geistigen Kräften überhaupt verlor. Das behütete Dasein, das sie selbst einst ihrer Tochter vermittelt hatte, hinderte diese nicht daran, die Rollen später völlig umzukehren: Nelly Sachs wurde Mutters Mutter, erwies sich danebst als «ungeheuer sachlich und tatkräftig». Nach dem Tod der geliebten Mama sank sie in Abgründe, raffte aber später ihre Liebeskraft und verschenkte sie an Freunde, die zu ihren jüngeren Schwestern und Brüdern wurden (schon früher hatte sie sich Vatergestalten erkoren, so etwa den schwedischen Oberstudienrat *Enar Sahlin*, den noch *Selma Lagerlöf* den beiden Damen Sachs als erste Stütze im schwedischen Exil zgedacht hatte). Jedoch keimt auch Tragik in diesen sich verströmenden Beziehungen. Nelly Sachs beanspruchte Ausschließlichkeit, gebot über den Charakter der Freundschaften, d. h. sie dominierte. Mehrere für sie bedeutsame Freundschaften zerbrachen schließlich, wurden mit Schweigen «eingesargt»: jene zum finnisch-jüdischen Komponisten *Moses Pergament* (1893–1977), der ihr Mysterienspiel «Eli» als Tonwerk 1959 im schwedischen Rundfunk uraufgeführt hat (ihm räumte sie zu wenig Autonomie innerhalb seines musikalischen Bereiches ein), jene mit *Walter A. Berendsohn*, jene mit *Paul Celan* und mit dem jungen Lyriker *Peter Hamm*, dem späteren Literatur- und Musikkritiker.

Deutsch-jüdische Lebenswelten

Dabei bildet eine ganz bestimmte Problematik den Kern des Unheils. Sehr einfühlsam hat Ruth Dinesen für die Berliner Zeit die aufgezwungene jüdische Identität in den Hitler-Jahren erläutert. Indes fühlten sich Nelly Sachs und die meisten anderen deutsch-jüdischen Autoren in erster Linie als Deutsche, als Angehörige der deutschen Kultur. Nur unter Schmerzen wuchsen sie in das politische und geistige Ghetto hinein, das man ihnen als Jüdinnen und Juden auferlegte. – Wenn sie nun Jahre später von Freunden und Bekannten als «Dichterin des jüdischen Schicksals» bezeichnet wurde (und dies keineswegs in verräterischer Absicht), so sah sich Nelly Sachs auf die Situation der sieben Hitler-Jahre, die sie von 1933 bis 1940 in Berlin durchlebt hatte, erneut zurückgeworfen. Dieses Gefühl

ließ in ihr die «Krankheit zum Tode» wachsen, jene Paranoia, die sie nach 1960 immer wieder in die Kliniken führte. Ihr Lebenskonflikt bestand darin, deutsche Lyrikerin und Jüdin zugleich zu sein. Es wurde daraus ein Kampf auf Leben und Tod. Betonte man einseitig die jüdischen Zusammenhänge ihres Werks, so riß man sie erneut aus dem deutschen Kulturzusammenhang, dem sie unbedingt auch angehören wollte, heraus. Wieder erlebte sie die Angst der Verfolgungszeit. Die Tragik mancher ihrer unglücklichen Freundschaften bestand darin, daß «ihrem existentiellen Bedürfnis nach Harmonie zwischen den zwei Identitäten» in bester Absicht von ihren Freunden selbst entgegengearbeitet worden ist. An diesem Punkt in Nelly Sachs' Leben erhellt sich das Schicksal des deutschen, ja des europäischen Judentums überhaupt. Ein Stück weit wird die Lebensgeschichte dieser Dichterin zur Schlüsselbiographie. Sie fürchtete denn auch, zusammen mit *Else Lasker-Schüler* letztlich doch nie als deutsche Dichterin wahrgenommen zu werden, weil sie beide in erster Linie als Jüdinnen gälten. Es war das Leiden an einer Ausgrenzung, die sich auf bittere Tradition berufen kann: Bereits *Rahel Varnhagen* und *Henriette Herz* waren von ihm betroffen worden.

Dabei wollte Nelly Sachs mitten in den Weltzusammenhang hineinschreiben. Nicht nur das Leiden Israels durchbohrte ihre Seele, sondern die Schmerzen des Kosmos überhaupt bewegten sie. Sterne, Meridiane, der Äquator – spielten sie nicht immer wieder eine bedeutsame Rolle als Metaphern für universelle Erfahrungen? «O du weinendes Herz der Welt», klagt die Dichterin in ihrem Zyklus «Sternverdunkelung» (1943). Nicht die Vereinzelung war ihr Ziel, vielmehr wollte ihre Dichtung in einer umfassenden Gebärde das Leid umarmen. Es liegt an uns, lesend und bedenkend ihre Lebenswelten wieder zu einer Einheit zusammenzuführen. Dabei ergäbe sich auch die Möglichkeit – und diese Bemerkung darf keineswegs bloß marginal verstanden werden –, einen solchen Akt gerade auch auf der Bühne zu vollziehen. Wie nie zuvor hat Ruth Dinesen ihre Aufmerksamkeit auch dem dramatischen Schaffen der Nelly Sachs zugewandt, ihrem Kampf um eine neue Bildersprache im Theater. *Becketts «Endspiel»*, aufgeführt in einem Kellertheater der Stockholmer Altstadt, hatte auf die Dichterin einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Wie der irische Dramatiker wollte auch sie die Welt «im fahlen Schein des Todes» zeichnen. Ihre verschiedenen szenischen Arbeiten, stark dem surrealen Theater verpflichtet, sind noch weitgehend unentdeckt; hier vermöchte ein inspirierter Regisseur wohl noch Schätze zu heben. Nelly Sachs würde dann nicht mehr einzig als deutsch-jüdische Lyrikerin gelten, sondern auch als eine visionäre deutsche Dramatikerin. In großer Notwendigkeit hat Ruth Dinesen hier neue Perspektiven angedeutet, die Nelly Sachs noch vielgestaltiger als bisher erscheinen lassen. *Beatrice Eichmann-Leutenegger, Muri bei Bern*

Besprochen wurde:

Ruth Dinesen, Nelly Sachs. Eine Biographie. (Dänischer Originaltitel: Nelly Sachs. En biografi). Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1992.

Erwähnt wurden:

Nelly Sachs zu Ehren. Zum 70. Geburtstag. Gedichte, Prosa, Beiträge. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1961.
 Nelly Sachs zu Ehren. Zum 75. Geburtstag. Gedichte, Beiträge, Bibliographie. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1966.
 Briefe der Nelly Sachs. Herausgegeben von Ruth Dinesen und Helmut Müssener. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1984.
 «Und Leben hat immer wie Abschied geschmeckt». Frühe Gedichte und Prosa der Nelly Sachs. Herausgegeben von Ruth Dinesen. Verlag Hans-Dieter Heinz; Akademischer Verlag, Stuttgart 1987.
 Ruth Dinesen, Nelly Sachs – Briefregister (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik, 188). Verlag Hans-Dieter Heinz, Akademischer Verlag, Stuttgart 1989.
 Hilde Domin, Aber die Hoffnung. Autobiographisches aus und über Deutschland, Piper Verlag, München-Zürich 1982.

BILDUNGSHAUS BAD SCHÖNBRUNN

Exerzitien für Priester und Mitarbeiter/innen im kirchlichen Dienst

Fr 31. Juli (18.30) – Fr 7. August (9.00):

Der äußerst Ähnliche. Jesus und Pilatus (nach einem Bild der sogenannten Goldenen Tafel)

Mo 16. November (12.00) – Fr 20. November (13.00):

Der mutige Umgang mit dem Schatten. Jesus und Petrus bei der Fußwaschung (nach einem Bild der sogenannten Goldenen Tafel)

Leitung beider Kurse: P. Hubert Holzer SJ

So 25. Oktober (17.00) – Sa 31. Oktober (13.00):

Unseren Schwerpunkt finden. Exerzitien in ökumenischer Gruppe mit Einzelbegleitung. Thema: Anhand der Psalmen sich als Mensch erfahren

Leitung: Werner Grätzer SJ, Pfr. Hans-Ulrich Jäger

Auskunft und Anmeldung:

Bildungshaus Bad Schönbrunn
 CH-6313 Edlibach/Zug, Telefon (042) 52 16 44

Ein Grundlagenwerk feministischer Theologie

Ein bemerkenswertes Buch – und dies aus verschiedenen Gründen.¹ Sechs nach Alter, Herkunft, Position, Konfession (drei sind katholisch, drei evangelisch) so unterschiedliche Frauen haben es herausgegeben. «Herausgegeben» ist eigentlich ein zu bescheidener Ausdruck. Sie haben etwas geschaffen, das es so bis jetzt nicht gegeben hat, sie haben viele Beiträge selbst geschrieben, sie haben 92 Begriffe oder Themen aus der ganzen Breite der Diskussion in der Feministischen Theologie gemeinsam ausgewählt, ohne sich dabei an vorgegebenen Mustern orientieren zu können, und sie haben einander und allen Verfasserinnen von Beiträgen die Freiheit gelassen, ihre eigene Sicht darzulegen und ihren eigenen Stil zu schreiben. Damit bezeugen sie, daß nach ihrem Verständnis die viel gehörte Aussage stimmt: es gibt nicht nur *eine* Feministische, nicht *die* Feministische Theologie als einheitliches, dogmatisch abgesichertes Gebäude, sondern aufgrund verschiedener Erfahrungen sind verschiedene Ansätze möglich. *Einen* Rahmen akzeptieren sie für sich selbst. Im Vorwort, das sie alle mit ihrer persönlichen Handschrift unterschrieben haben, sagen sie: «Wir gehören zu jener Gruppe von feministischen Theologinnen, die die Hoffnung haben, daß Kirchen und christliche Theologien sich verändern lassen.» (11) Die auch von ihnen als nötig erklärte Auseinandersetzung mit anderen Auffassungen vollzieht sich weniger in besonderen Beiträgen als innerhalb einzelner Texte. So sind z. B. die folgenden Sätze über Matriarchat im Artikel «Gott/Göttin» viel aussagekräftiger als der sehr kurze Extrabeitrag. Sie lauten: «Göttin und Matriarchat sind reale Träume, die unsere Wirklichkeit zu ändern vermögen. Die Kraft von Frauen liegt im Suchen. Frauen müssen daher ihre Anliegen gegenseitig ernst nehmen und ihre verschiedenen christlich-feministischen oder postchristlichen Ansätze zumindest ebenso tolerieren, wie wir den nichtchristlichen Religionen (allerdings feministisch-kritische) Hochachtung erweisen.» (160)

Zur Originalität, Aktualität und Breite der Auswahl

Es ist unmöglich, alle Beiträge zu erwähnen, und es ist ebenso unmöglich und auch unangemessen, sie auf die herkömmlichen theologischen Disziplinen (wie Praktische Theologie, Dogmatik, Bibelwissenschaften etc.) zu verteilen. Bei jedem Versuch einer klassischen Systematisierung werden Artikel aus dem Rahmen springen. Die folgenden Hinweise sollen dazu verlocken, das Buch selbst in die Hand zu nehmen.

Im Unterschied zu einem großen Teil feministisch-theologischer Literatur finden sich nur drei Namen biblischer Frauen im Themenverzeichnis: Eva, Maria und Maria Magdalena. Sie sind es ja auch, die Frauengeschichte und Frauenleben in unserem Kulturkreis wesentlich, positiv und negativ, geprägt haben, und ihre Darstellung in der Bibel bedarf ebenso wie die vielfältige Wirkungsgeschichte immer noch guter feministischer Interpretation. Schon hier sei erwähnt, daß umfangreiche Literaturangaben zu eigener Weiterarbeit helfen – das gilt für alle anderen Gebiete ebenfalls.

Klassische theologische Grundthemen wie Kreuz, Auferstehung, Jesus Christus, Offenbarung, Trinität stehen neben in der heutigen feministischen Diskussion zentralen Themen wie Androzentrismus, Patriarchat, Parteilichkeit, Ganzheit, Sexismus, Befreiungstheologie. Natürlich stehen sie nur im Inhaltsverzeichnis alphabetisch geordnet nebeneinander. In der Darstellung werden sie einander gegenübergestellt und beein-

flussen einander. Die feministische Kritik an der Überlieferung wird auch durch deren sorgfältige, fachlich kompetente Darstellung korrigiert. Gelegentlich wird dabei auch die unterschiedliche Wertung zweier Verfasserinnen, die am gleichen Artikel gearbeitet haben, spürbar. Das gibt Leser/innen einen Ansporn zur eigenen Auseinandersetzung.

Ein großer Teil der Artikel wird kirchlichen Ämtern und Diensten gewidmet, sowohl der grundsätzlichen Auseinandersetzung mit Ämtern/Charismen, Apostelin/Jüngerin, Priestertum der Frau als auch der Beschreibung von existierenden Berufen wie Diakonin, Diakonisse, Kommunionhelferin, Ministrant/in, Missionarin, Pfarrerin/Vikarin, Theologin, Rabbinerin. Geschichte, Möglichkeiten und Problematik werden erörtert – eine Hilfe zur praktischen Orientierung. Natürlich fehlt auch der Artikel «Kirche» nicht, von Verfasserinnen verschiedener Konfession, ausgehend von heutigen Visionen, dargestellt. Warum «Kirche» gegenüber «Theologin» so wenig Raum einnimmt, oder umgekehrt gefragt, warum die «Theologin» so unverhältnismäßig viel Platz braucht, ist wohl eine müßige Frage.

Eine Überraschung für mich war, neben Themen wie Körper der Frau/Leiblichkeit, Mütterlichkeit, Gen- und Reproduktionstechnologien, einen gesonderten Artikel über Kinder zu finden. Es war eine freudige Überraschung, das sei ausdrücklich erwähnt. In wie vielen ökumenischen Texten habe ich, wenn von Armut, Unterdrückung, Krieg, Flucht etc. die Rede war, am Schluß den Satz gefunden: «... trifft Frauen und Kinder besonders schwer», was beiden nicht gerecht wird. Weder wird die Eigenständigkeit des Kindes ernstgenommen, noch wird die Beziehung Mutter/Kind in ihrer Vielfältigkeit theologisch-ethisch reflektiert, von einem feministischen Standpunkt aus. Daß sich hier weitere, differenzierte Arbeit aufdrängt, kann nur unterstützt werden. Dasselbe gilt für ein anderes Thema, das auch selten aufgegriffen wird, hier aber vorkommt, unter dem Titel «Lesbische Existenz». Ich finde es gut, daß es aufgenommen wurde, was selten vorkommt in feministisch-theologischen Büchern im deutschen Sprachgebiet. Nur schade, daß dieser Beitrag inhaltlich und sprachlich unter dem sonstigen Niveau bleibt.

Gibt es einen gemeinsamen Nenner?

Natürlich verbindet das gemeinsame Anliegen, der Feministischen Theologie den ihr zustehenden Platz freizumachen, alle Artikel. Aber gibt es darüber hinaus Grundgedanken, die vielen gemeinsam sind, oder anders gesagt: einen roten Faden, der sich trotz aller gewollten Vielfältigkeit durch das ganze Buch zieht? Mir scheint: ja, das gibt es. Fast durchwegs wird davon ausgegangen, daß Patriarchat und Sexismus wesentliche Formen der Unterdrückung sind. Das tönt banal, erscheint als Selbstverständlichkeit, ist aber in der Diskussion auch unter Feministinnen und schon gar nicht im allgemeinen wissenschaftlichen Diskurs so klar. Daß hier die Begriffe «patriarchal» und – was nicht dasselbe ist – «androzentrisch» nicht nur als für sich dargestellte Themen vorkommen, sondern in den verschiedensten Zusammenhängen auftauchen, ist mir positiv aufgefallen. Sie ziehen sich wirklich durch das ganze Buch, bilden eine gemeinsame Grundlinie. Was das bedeutet – und auch für nichtfeministische Forschung bedeuten könnte und müßte – wird im Artikel «Befreiungstheologie» prägnant ausgeführt: die Feministische Theologie «macht als einzige außer politischer, sozialer, rassistischer, antijudaistischer, nationaler etc. Diskriminierung auf die Unterdrückung durch Sexismus und Patriarchat aufmerksam und erklärt diese Gewalt- und Herrschaftsstruktur zum Ausgangspunkt ihrer theologischen Reflexion. Sie unterscheidet sich dadurch nicht nur aufgrund eines zusätzlichen Aspekts von Unterdrückung von

¹ Wörterbuch der Feministischen Theologie (WFT), hrsg. von E. Gössmann, E. Moltmann-Wendel, H. Pissarek-Hudelist, I. Praetorius, L. Schottroff und H. Schüngel-Straumann. Ausführliches Sach- und Personenregister. Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh 1991, 476 Seiten, DM 78,-.

den übrigen Befreiungstheologien, sondern wird zum kritischen Korrektiv für alle Befreiungstheologien, die die sexistische Unterdrückung bisher weder analytisch noch theologisch aufgearbeitet haben. Der Kategorie «Geschlecht» wird dadurch eine eigene Herrschaftsebene zuerkannt, die alle befreiungstheologischen Ansätze für ihren jeweiligen Kontext sowohl in ihre Analyse als auch in ihren Befreiungsbegriff aufnehmen müssen. Damit wird nicht ein universalistisches Verständnis von «der Frau» propagiert; im Gegenteil: die kritische Anfrage verweist auf die androzentrische Ausrichtung befreiungstheologischer Ansätze. Ihre Glaubwürdigkeit – sozusagen ihr Wahrheitsgehalt – hängt entscheidend von der Überwindung ihres Androzentrismus ab.» (39)

Das Vorhandensein von Androzentrismus und die Notwendigkeit seiner Überwindung kann nicht nur in bezug auf Befreiungstheologie festgestellt werden, sondern ebenso auf den Umgang mit Bibeltexten, auf die Beurteilung ethischer Fragen, auf die Formulierung von Liturgien etc. Daß das in diesem Buch in verschiedener Form durchgängig geschieht, beweist schon ein Blick ins Sachregister, wo die Fülle von Hinweisen unter den Stichwörtern Patriarchat und Androzentrismus auffällt.

Ein Grundlagenwerk feministischer Theologie

An wen wendet sich das Buch – wer wird es lesen? Ein Wörterbuch ist normalerweise ein Nachschlagewerk, und als das ist das hier vorliegende auch gedacht. Als solches gehört es natürlich in die Fachbibliotheken sämtlicher theologischen Fakultäten, Seminare, Akademien, Studienzentren etc. Es ist aber zu hoffen, daß es nicht dort stehen bleibt, und es kommt mir vor, als sei es nicht nur ein Nachschlagewerk, das rasche zuverlässige Information vermittelt, sondern es kann zum Lesen verlocken. Durch die zahlreichen Verweise auf jeweils verwandte oder weiterführende Aspekte kann es zur spannenden Lektüre werden. Im Vorwort heißt es: «Wir wünschen uns Leserinnen, die gemeinsam mit anderen Frauen nachdenken und über den Prozeß der vielseitigen feministischen Diskussion mehr erfahren möchten. Wir wünschen uns Frauen und Frauengruppen als Leserinnen, die ihren Visionen schon heute Gestalt geben wollen.» (4) Andernorts wird die Hoffnung ausgesprochen, daß auch Männer die Gelegenheit dieser vielseitigen Einfüh-

ORIENTIERUNG erscheint 2x monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Information
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

Redaktion und Administration:
Scheideggstraße 45, CH-8002 Zürich, Telefon (01) 2010760
Telefax (01) 2014983

Redaktion: Ludwig Kaufmann †, Nikolaus Klein, Karl Weber,
Josef Bruhin, Werner Heierle, Josef Renggli, Pietro Selvatico
Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice Eichmann-
Leutenegger (Muri BE), Paul Konrad Kurz (Gauting), Heinz Robert
Schlette (Bonn), Knut Walf (Nijmegen)

Preise Jahresabonnement 1992:
Schweiz: Fr. 42.- / Studierende Fr. 30.-
Deutschland: DM 49.- / Studierende DM 34.-
Österreich: öS 370.- / Studierende öS 260.-
Übrige Länder: sFr. 38.- zuzüglich Versandkosten
Gönnerabonnement: Fr. 50.- / DM 60.- / öS 420.-

Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich
Schweiz: Postkonto Zürich 80-27842-8
Deutschland: Postgiroamt Stuttgart (BLZ 600 100 70)
Konto Nr. 6290-700
Österreich: Zentralsparkasse und Kommerzbank Wien, Zweig-
stelle Feldkirch (BLZ 20151),
Konto Nr. 473009306, Stella Matutina, Feldkirch
Italien: Postcheckkonto Rom Nr. 29290004

Druck: Vontobel Druck AG, 8706 Feldmeilen

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration.
Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung
nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

In eigener Sache

Kennen Sie Personen oder Institutionen – vor allem in Mittel- und Osteuropa –, die unsere Zeitschrift ORIENTIERUNG gerne beziehen möchten, dies aber in der gegenwärtigen Lage nicht tun können, dann senden Sie uns bitte die Adresse mit einem Vermerk auf diese Notiz.

Die Redaktion und die Gönner danken Ihnen jetzt schon für Ihre Vermittlung neuer Leserinnen und Leser.

rung in die Feministische Theologie ergreifen werden. Man könnte also sagen: dieses Buch gehört in die Hände aller am Thema Interessierten. Doch hier gibt es ein großes «Aber», und das ist die Sprache. Dazu noch ein paar Sätze.

In ihrem Ausblick in die Zukunft konstatiert eine der Herausgeberinnen, daß es drei verschiedene Richtungen in der heutigen feministischen Theologie gebe:

- ▷ die Basisbewegung
- ▷ die akademische Feministische Theologie
- ▷ dazwischen den «breiten, kaum kontrollierbaren Strom von Einflüssen, Anregungen, wissenschaftlichen Erkenntnissen aus feministischer Theologie, der inzwischen die traditionelle Theologie mitprägt». (442)

Ich habe den Eindruck, daß die Sprache und Darstellungsart vieler Artikel recht akademisch ist und viele Vorkenntnisse verlangt. Auch wenn gesagt wird, daß die «Basisbewegung (...) auch heute noch die unverzichtbare, kritische, unkonventionelle, unbequeme Instanz ist» (442), so ist ihr Einfluß nur in wenigen Beiträgen spürbar. Das Schwanken zwischen zwei schwer vereinbaren Tendenzen ist wohl typisch für den heutigen Stand feministisch-theologischen Denkens und Sprechens (oder Schreibens): dem Wunsch nach akademischer Anerkennung und dem, die eigenständigen «störenden» Impulse und Anfragen der Basisbewegung ganz aufzunehmen. Es ist zu hoffen, daß diese beiden Tendenzen nicht immer weiter auseinander driften. Eine große Hilfe zur Einfachheit und zur Verständigung dürfte das Gespräch mit, besonders das Hören auf die Stimmen von Theologinnen aus Asien, Afrika und Lateinamerika bieten, sowie auf die der «Womanist Theology» in den USA (den Schwarzen Theologinnen, die sich gegenüber der Feministischen Theologie der Weißen abgrenzen). Sie alle kommen im Wörterbuch am Rande vor, anders als «am Rande» wäre es auch nicht möglich gewesen. Ein nächstes «Wörterbuch» in zehn Jahren wird den deutsch-europäisch-amerikanischen Rahmen sicher sprengen müssen.

Für «heute» aber wünsche ich, daß viele Frauen (und Männer), die schon angefangen haben, sich für Feministische Theologie zu öffnen, die schon unterwegs sind zu neuen Formen von Bekenntnis des Glaubens, von Widerstand und Hoffnung, dieses Buch in die Hand nehmen und dadurch mehr Anteil an einem für eine menschlichere Welt wesentlichen Gespräch gewinnen. Persönlich schließe ich mich den Zukunftswünschen einer der Herausgeberinnen an: «Es gibt noch viel zu tun für feministische Christinnen: Kämpfe, Analysen und die Stärkung der Visionen eines Lebens auf dieser Erde in Gerechtigkeit. Ich hoffe also auf Feministische Theologien der Zukunft, die sich nicht an der Langeweile und Herrschaftsvergötzung in der mainstream (oder malestream) Theologie orientieren, sondern an dieser Arbeit für die Befreiung.» (446)

Marga Bührig, Binningen